



\*\*\* Es gilt das gesprochene Wort \*\*\*

# „Über alles aber zieht an die Liebe“

Bericht vor der Landessynode  
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Schwabach  
15. bis 19. April 2018

von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

# GLIEDERUNG

	Seite
1. Einleitung .....	3
2. Mission und Dialog.....	8
3. Willkommenstage in Diakonie und Kirche.....	12
4. Kirchliche Begleitung an den Wegstationen des Lebens in einer sich wandelnden Gesellschaft.....	13
5. KV-Wahlen und Jugend .....	16
6. Bündnis für Toleranz.....	17
7. Ausblick.....	19

## 1. Einleitung

Liebe Schwestern und Brüder,

„der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!“ – so haben wir einander vor zwei Wochen am Ostersonntag zugerufen. Wir haben mit diesem Ruf und mit den Gottesdiensten, die wir gefeiert haben, Zeugnis abgelegt. Zeugnis von dem Gott, der die Quelle unserer Kraft ist, als einzelne Christen und als Gemeinschaft, in der wir miteinander verbunden sind und die wir die „Kirche“ nennen. Der Glaube an diesen Gott ist für mich genau deswegen so faszinierend, weil in ihm die Osterfreude zum Ausdruck kommt, ohne den Karfreitag zu verdrängen. Der Glaube gibt Sprache für Leiden, Trauer, Erschöpfung, Hoffnungslosigkeit, für die Abgründe menschlicher Erfahrung. Trotzdem, vielleicht sogar genau deswegen, weiß er von der Freude, die mit der Gewissheit verbunden ist, dass Gott durch die Auferweckung Jesu Christi die Zukunft geöffnet hat, für einen jeden und eine jede von uns und für die Welt. Dass nichts mehr uns trennen kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.

Gerade weil wir von dieser Hoffnung wissen, schauen wir hin, wenn menschliches Leid eigentlich kaum noch zu ertragen ist. Vielen von uns ist es so gegangen, als wir die Bilder von den Opfern des Giftgasangriffes in Syrien gesehen haben, besonders auch von all den Kindern. Auf barbarische Art und Weise wurden wieder einmal gegen alle Regeln des Völkerrechts unschuldige Zivilisten mit Giftgas getötet oder schwer verletzt. Schuldzuweisungen gingen hin und her. Ein Militärschlag folgte in der Nacht zum Samstag. Ich glaube, viele von uns haben das Gefühl: Man muss irgendetwas tun gegen die Verletzung der elementarsten Regeln des Völkerrechts durch Giftgasangriffe. Aber Militärschläge bringen eben leider auch nicht die Lösung. Insbesondere, wenn kein Plan für das danach erkennbar ist. Als Kirchen weltweit appellieren wir dringlich an die internationale Staatengemeinschaft und insbesondere an die Großmächte, endlich Frieden und eine zivile Zukunft für Syrien schaffen, in denen die Gewalt ein Ende hat und die Opfer Gerechtigkeit erfahren. Auch wenn ich im Hinblick auf einen wirksamen Weg dahin genauso auf der Suche bin wie andere, bete ich dafür. Und ich bitte Sie jetzt mit mir, einen Moment in der Stille für die Opfer des Krieges in Syrien und wirksame Schritte zur Überwindung der Gewalt zu beten.

(Gebetsstille)

Wenn ich auf das halbe Jahr seit meinem letzten Bischofsbericht zurückschauen, dann nehme ich eine Fülle von Erfahrungen wahr, die sich im Spannungsfeld von Karfreitag und Ostern bewegen. Da gibt es Erschöpfung, Ratlosigkeit und Sorge um die Zukunft. Und da gibt es Aufbrüche, kreative Ideen und Hunger nach Gestaltung der Zukunft.

Zu diesen Erfahrungen gehören die Bäuerinnen beim Landfrauentag zum Thema „Heimat“ in Bad Windsheim. Auf der einen Seite stehen sie täglich unter Druck, im wirtschaftlichen Überlebenskampf und unter dem Druck gleichzeitiger, manchmal pauschal abqualifizierender öffentlicher Meinung. Auf der anderen Seite strahlen sie eine beeindruckende Stärke aus, die Weltoffenheit und Pflege der Traditionen miteinander zu verbinden weiß und gerade darin tragende Bedeutung für das kirchliche Leben vor Ort hat.

Es gehören dazu die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des CVJM, die auf der Burg Wernfels über Silvester ihre Gesamtmitarbeitertagung abhielten und mit denen ich Gottesdienst feiern

durfte. Wie eng Lobpreis Gottes, Hören auf das Wort und das Gebet mit dem Zeugnis der tätigen Nächstenliebe verbunden sind, kann leicht ersehen, wer die neueste Ausgabe des CVJM-Magazins über interkulturelle Öffnung liest. Etwa im Interview von Michael Götz mit Reza Ahmadi, der 2014 als jugendlicher afghanischer Flüchtling hierher kam und nicht zuletzt durch das gelebte Zeugnis der Liebe, die er erfahren hat, den christlichen Glauben als Lebenskraft für sich entdecken konnte.

Es gehören dazu die Gespräche mit Menschen in einem unserer Dekanate, die sich große Sorgen um die mögliche Liberalisierung der Position unserer Kirche beim Thema Homosexualität machen. Aus den 2-3 geplanten Stunden wurden am Ende doppelt so viel. Ich nehme aus diesem ohne Öffentlichkeit geführten sehr ernsthaften Gespräch mit, wie wichtig der Gewissensschutz ist bei einer zukünftigen Ermöglichung öffentlicher Segnungen von Partnerschaften gleichgeschlechtlich Liebender, über die diese Synode ja bei dieser Tagung zu verhandeln haben wird.

Es gehören aber auch dazu die Menschen, die ich beim Besuch der Kälteschutzeinrichtung des Evangelischen Hilfswerks in der Münchner Bayernkaserne am Heilig Abend getroffen habe. Wie wir Menschen ohne feste Wohnung angemessen begegnen und wie wir sie am besten unterstützen können, welche politischen Konzepte ihnen helfen können, ihre Situation zu überwinden, wird immer Gegenstand von Diskussionen sein. Aber dass uns in ihnen als unseren geringsten Brüdern und Schwestern unser Herr selbst begegnet, empfinde ich immer wieder von neuem als beunruhigend. So wie das Hören auf die Bibel eben manchmal beunruhigend ist!

Und dazu gehören natürlich die Menschen, denen ich bei meinen Gemeindebesuchen begegne, etwa in Miesbach, wo ich die beiden Seiten einer kirchenpolitischen Entscheidung deutlich erlebt und gespürt habe. In der Predigt habe ich ermutigende Worte zum beherzten Angehen einer zukunftsfähigen Immobilienkonzeption bis hin zum Aufgeben einer der Kirchen gefunden. In einer intensiven Gesprächsrunde nach dem Gottesdienst war ich dann mit dem Schmerz von Menschen konfrontiert, die viel Liebe und Lebenszeit in die Gestaltung dieser Kirche gesteckt hatten.

Hier, wie in vielen anderen Gemeinden, ringen die Verantwortlichen um den richtigen Umgang mit den Widersprüchen, vor denen sie oftmals stehen. Auf der einen Seite wird die Aufgabe, das Evangelium weiterzugeben, in einer Gesellschaft, die von Reizüberflutung und einer Fülle konkurrierender Angebote und völlig unterschiedlichen Lebensstilen geprägt ist, immer schwieriger. Gerade in dieser Situation bräuchte es eigentlich an manchen Punkten mehr Ressourcen. Auf der anderen Seite zeigt ein realistischer Blick auf die langfristige Finanzplanung, dass nicht alles an Gebäuden und hauptamtlichen Mitarbeitenden zu halten sein wird, was bisher möglich war.

Was jede einzelne Gemeinde beschäftigt, beschäftigt uns in den kirchenleitenden Organen natürlich erst recht. Das war der Hintergrund dafür, dass wir mit dem Prozess „Profil und Konzentration“ eine theologisch reflektierte Klärung über die Frage auf den Weg gebracht haben, wohin wir eigentlich als Kirche überhaupt wollen. Dahinter steht die Überzeugung, dass – anders als das in so vielen Reformprozessen vorher der Fall war – die inhaltliche Klärung vor der Konkretisierung im Hinblick auf die Zuteilung von Ressourcen liegen muss. Nach wie vor bin ich sehr dankbar für diesen Prozess. Im Landeskirchenrat lassen wir uns in jeder

Sitzung Bericht darüber erstatten. Das, was an Einsichten aus dem jetzt in vollem Gange befindlichen Konsultationsprozess entsteht, soll Eingang in unser kirchenleitendes Nachdenken und Handeln finden. Schon jetzt bestätigt sich, dass vieles, was längst im Gange ist, durch diesen Prozess auch für andere sichtbar gemacht und als Quelle der Inspiration für das Handeln im eigenen Bereich fruchtbar werden kann. Es zeigt sich auch, dass gerade durch eine offene Diskussion um die kritischen Anfragen an das bisher Gedachte sichtbar werden kann, dass diese grundsätzlichen Überlegungen nicht nur Sache der kirchenleitenden Organe sind, sondern des Experten- und Erfahrungswissens aller in unserer Kirche bedürfen.

Wir werden hier bei der Synode einen Bericht über den Stand hören, der genauere Aufschlüsse über den Fortgang der Überlegungen geben wird und dann diskutiert werden kann. Ich bin schon jetzt gespannt darauf.

Was mich besonders freut, sind die Rückmeldungen der Vikarinnen und Vikare, die ich regelmäßig zu mir einlade, bevor sie dann auf ihre ersten Pfarrstellen geschickt werden. Sie verbinden viele Hoffnungen mit dem PuK-Prozess und beteiligen sich mit ihren Ideen, wo immer sie können. Sie wollen mithelfen, die Zukunft einer Kirche zu gestalten, in der sie in der Regel für mehrere Jahrzehnte ihren Dienst tun werden – und das hoffentlich bei allem Auf und Ab mit einer anhaltenden inneren Motivation, die letztlich aus dem Glauben kommt und daher weit mehr ist als das Erledigen eines Jobs.

Umso wichtiger ist der sorgsame Umgang mit den äußeren Faktoren, die diese innere Motivation stützen und begleiten. Bei dieser Tagung der Landessynode legt der Gemischte Ausschuss zur Zukunft der Versorgung der öffentlich-rechtlich Beschäftigten seinen Abschlussbericht und ein Eckpunktepapier vor. Ich möchte der Einbringung dieses Berichtes nicht vorgreifen. Weil mir aber sehr an einer geschwisterlichen Diskussion über dieses Thema auf dieser Tagung liegt, möchte ich einige grundsätzliche Bemerkungen dazu machen.

Der Grund dafür, dass dieser Ausschuss eingesetzt wurde, war eine Entwicklung, die tatsächlich eine bewusste Reaktion im Sinne guter Haushalterschaft, auch im Blick auf die Generationengerechtigkeit, erfordert. Durch die doppische Haushaltsführung ist sichtbar geworden, dass der Anteil der Pensionsrückstellungen im Gesamthaushalt unserer Kirche immer größer wird. Damit wird deutlich, dass wir hier ein Ungleichgewicht haben, mit dem wir verantwortungsbewusst umgehen müssen.

Wie – so sollte der Ausschuss ermitteln – wird sich diese Situation weiterentwickeln? Und welche Strategien des Umgangs mit dieser Situation sind denkbar?

Der Ausschuss hat nun mit sehr knapper Mehrheit einen Beschluss gefasst, nach dem in kleinen Schritten ein leichtes Abschmelzen bestimmter Pensionsleistungen vorgesehen ist. Der Landeskirchenrat hat seine große Dankbarkeit für die Arbeit der Kommission zum Ausdruck gebracht, hat den grundsätzlichen Handlungsbedarf bekräftigt, aber im Hinblick auf den Zeitpunkt für mögliche Veränderungen abweichend votiert. Zusätzlich bestärkt durch eine sehr aufschlussreiche Stellungnahme des Rechnungsprüfungsamtes plädiert er dafür, dass wir uns noch zusätzliche Zeit nehmen, um über die Optionen des Umgangs mit dieser Frage nachzudenken.

Mir liegt sehr daran, dass wir bei der Diskussion um diesen Punkt genau aufeinander hören und dabei die Signalfunktion in die eine oder andere Richtung kritisch reflektieren.

Betroffen von unseren Überlegungen zur Versorgung sind die Berufsgruppen der Pfarrerrinnen und Pfarrer, der Diakoninnen und Diakone, der Religionspädagoginnen und –pädagogen sowie die anderen Kirchenbeamten. Die zahlenmäßig größte Gruppe sind die Pfarrerrinnen und Pfarrer – gestatten Sie mir darum exemplarisch ein paar Anmerkungen, die in ähnlicher Form auch für andere Berufsgruppen gelten:

Ich glaube, wir nehmen alle wahr, wie anspruchsvoll der Pfarrberuf heute ist. Deswegen müssen sich alle, die ihn ergreifen wollen, zu Recht einem sehr langen akademischen Studium unterziehen. Ich habe schon von der völlig veränderten Situation einer Kirche heute gesprochen, die in einer individualisierten Multioptionsgesellschaft in der Regel nicht mehr eine traditionelle Verbundenheit mit der Kirche einfach voraussetzen kann, sondern permanent überzeugen muss. Da, wo trotz größten Einsatzes angesichts dieser gesellschaftlichen Entwicklungen eine Trendumkehr nicht gelingt, bedarf es einer hohen Identifikation, um die Motivation immer wieder von neuem zu regenerieren. Auf der institutionellen Ebene kann die Kirchenleitung den Pfarrerrinnen und Pfarrern zusammen mit den anderen Verantwortlichen in den Gemeinden zudem nicht ersparen, dass mehrere Prozesse zur Zukunftssicherung unserer kirchlichen Arbeit gleichzeitig laufen. Sie sind notwendig, um verantwortlich auf die Beschwerden zu reagieren, die an verschiedenen Stellen seit langem zum Ausdruck gebracht werden und die auch ich in meinen Besuchen vor Ort wahrnehme. Die Verwaltungsreform gehört dazu, die das Ziel hat, mehr Raum für die seelsorgliche Arbeit zu geben. Das Immobilienprojekt gehört dazu, das Kirchengemeinden und Dekanate davor bewahren soll, durch nicht mehr zu leistende Bauerhaltungskosten in finanzielle Sackgassen zu geraten. Das Projekt zum Miteinander der Berufsgruppen gehört dazu, das Reibungsverluste durch Konflikte aufgrund von Rollenunklarheiten überwinden soll. Und natürlich binden auch die Vorüberlegungen zum zukünftigen Landesstellenplan schon jetzt Ressourcen. Die im Pfarrbildprozess erarbeitete Begrenzung der Arbeitszeit durch die Dienstordnung ist oft einfach nicht zu schaffen. Gleichzeitig sind die Anforderungen familiärer Verantwortung in Zeiten gleichberechtigter Teilhabe am Arbeitsleben und den damit verbundenen Mobilitätsanforderungen gestiegen.

Das alles muss man sich vergegenwärtigen, wenn man die teils heftigen Reaktionen aus der Pfarrerschaft auf den Vorschlag der Kommission verstehen will. Auch wenn meine Anmerkungen exemplarisch die Situation der Pfarrerrinnen und Pfarrer in den Blick nehmen, gelten sie natürlich für alle Berufsgruppen mit öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnissen.

Umgekehrt werbe ich aber auch um Verständnis für die Notwendigkeit von Maßnahmen, die auf das beschriebene Problem reagieren. In den Gemeinden, besonders auch in den Kirchenvorständen, engagieren sich Menschen, die mit hohem Einsatz für ihre Kirche wirken. Sie machen sich Sorgen um die Finanzen ihrer Gemeinde und achten deswegen sehr genau darauf, welcher Anteil im Haushalt für die laufende Arbeit der Gemeinden bleibt. Es ist daher nachvollziehbar, dass die Synode aus Fürsorgegründen für die ganze Kirche auch die Pensionen auf den Prüfstand stellt, stellen muss. Sie tut dies in ihrer Verantwortung und weil sie sich im Sinne des Ganzen fragen muss, was der Kirche dient, um sie finanziell zukunftsfähig zu machen. Die Diskussion brauchen wir also.

Wie bei allen Fragen, bei denen es vordergründig um die Verteilung materieller Ressourcen geht, aber in den Tiefenschichten immer auch die Frage nach der Anerkennung der eigenen Leistungen mitschwingt, sollten wir hier so diskutieren, wie es unserem Auftrag als Kirche

entspricht. Der Kolosserbrief bringt den Geist, in dem wir diese und andere Diskussionen führen wollen, in so eindringlicher Weise zum Ausdruck, dass ich die entsprechenden Verse (Kol 3,12-15) zitieren möchte:

„So zieht nun an als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und ertrage einer den andern und vergebt euch untereinander, wenn jemand Klage hat gegen den andern; wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr! Über alles aber zieht an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Und der Friede Christi, zu dem ihr berufen seid in einem Leibe, regiere in euren Herzen; und seid dankbar.“

Die Frage, wie wir auf diese Worte mit unserem eigenen Leben und in unserer Existenz als Kirche reagieren, ist der vielleicht wichtigste Faktor für die Klärung des Themas, das über dieser Synode steht und auf das ich mit einigen theologischen Überlegungen eingehen möchte: das Thema „Mission“.

## 2. Mission und Dialog

„Mission gehört zutiefst zum Wesen der Kirche. Darum ist es für jeden Christen und jede Christin unverzichtbar, Gottes Wort zu verkünden und seinen/ihren Glauben in der Welt zu bezeugen. Es ist jedoch wichtig, dass dies im Einklang mit den Prinzipien des Evangeliums geschieht, in uneingeschränktem Respekt vor und Liebe zu allen Menschen“.

Mit diesen Worten beginnt die Erklärung „Christliches Zeugnis in einer multikulturellen Welt“ aus dem Jahr 2011. Diese Erklärung ist nicht nur inhaltlich ein außerordentlich bemerkenswertes Dokument. Auch im Hinblick auf die Breite des Konsenses, der damit zum Ausdruck gebracht wird, ist es außergewöhnlich, ja geradezu sensationell. Es wurde nämlich verabschiedet vom Vatikan, dem Ökumenischen Rat der Kirchen und der Weltweiten Evangelischen Allianz. Wer sich klar macht, welche unterschiedlichen Wege diese Akteure viele Jahre lang gegangen sind, wird diesen Konsens nur mit großer Dankbarkeit wahrnehmen können. Nach allem, was ich aus der Ferne wahrgenommen habe, war er auch bei der Weltmissionskonferenz des Ökumenischen Rates der Kirchen zu spüren, die gerade vom 8. bis 13. März 2018 in Arusha/Tansania stattgefunden hat. Ich bin gespannt auf den Bericht, den wir darüber hören werden.

Dieser Konsens weist einen Weg heraus aus der falschen Gegenüberstellung von verschiedenen Gruppen und Akteuren in der Kirche Jesu Christi, bei der die einen das Geistliche in den Mittelpunkt stellen und dabei das Wort „Mission“ zu ihrem Signalwort machen und die anderen die weltliche Dimension des Einsatzes für den Glauben betonen und die Stichworte „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ ins Zentrum stellen.

Natürlich schwingt für manche bei Mission noch die Vorstellung mit, dass das ein Geschehen ist, das sich vorwiegend in anderen Kontinenten abspielt. Nicht zuletzt von daher ist auch der negative Klang zu verstehen, der sich unter den Begriff mischt, weil Mission in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts oft genug Kolonialismus mit anderen Mitteln gewesen ist. Unter

der Hand war der Missionsbefehl zum Instrument geworden, Menschen die eigene Kultur wegzunehmen und die europäische überzustülpen. Darüber, dass das ein ebenso schweres wie folgenreiches Missverständnis des Missionsbegriffs ist, besteht in den weltweiten Überlegungen zu diesem Thema inzwischen allgemeiner Konsens. Das Verständnis davon, wie wir Christus in dieser Welt bezeugen, hat sich weiterentwickelt. Nicht die Kirche hat das Wissen vom Glauben und belehrt die anderen, nicht wir Menschen sind es, die Mission betreiben, sondern es ist Gottes Mission für diese Welt, in die wir hineingenommen sind.

Ein prägendes biblisches Bild für dieses theologische Verständnis ist der Gang der Jünger nach Emmaus: Zwei Menschen sind auf dem Weg. Sie trauern, sie fragen, sie zweifeln, sie suchen nach Orientierung, sie hoffen. Und: Sie werden von Jesus begleitet, ohne ihn zu erkennen. Erst als sie abends zusammen essen, gehen den beiden Männern die Augen auf und sie erkennen Jesu Gegenwart. „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete und uns die Schrift öffnete?“ Diese Erfahrung gibt ihnen die Kraft und den Mut, wieder nach Jerusalem zu gehen und von Jesu Auferstehung zu berichten. Die Jünger werden durch die Begegnung mit Christus selbst verwandelt. Es sind nicht ihre vorgefertigten Konzepte, die sie an andere weitergeben, sondern ihre Freude und ihre Hoffnung angesichts der Begegnung mit dem Auferstandenen selbst.

Unser Auftrag ist ein Emmausgang. Wir sind auf dem Weg, und es ist Jesus Christus, der diesen Weg mit uns geht und uns dabei immer wieder neu die Augen öffnet für das, was unser Leben heil macht und hoffnungsvoll. Die Freude, die unser Glaube uns schenkt, ist nicht billiger Optimismus oder oberflächliche happiness. Denn sie weiß auch von dem abgrundtiefen Leid, das Menschen erfahren. Die Osterfreude ist eine Freude, die durch den Karfreitag hindurchgegangen ist. Diese Freude aber zum Ausdruck zu bringen, ist eine wichtige, eine expressive Form von Mission. Sie ist die Antwort auf das berühmte, von dem Kirchenkritiker Friedrich Nietzsche überlieferte Zitat: „Die Christen müssten mir erlöster aussehen..., wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte.“

Mission, wie ich sie verstehe, ist nicht der strategische Versuch, Menschen zu einem bestimmten Bekenntnis zu veranlassen, oder den Mitgliederbestand einer Organisation zu vergrößern. Sondern Mission ist Zeugnis. Sie ist das Zeugnis von der Liebe Gottes zu allen Menschen. Sie ist Ausdruck der tiefen Überzeugung, dass Gott das Heil für die Menschen will und dass die Heilung, die aus dem Verstehen dieses Heilswunsches Gottes in Herz und Seele erwächst, die beste Grundlage für ein erfülltes Leben ist.

Wenn menschliche Mission wirklich Konsequenz der Mission Gottes ist, dann kommt sie ans Ziel, wenn in dieser Welt das Reich Gottes zeichenhaft sichtbar wird. Das kann in der Überwindung von Not genauso der Fall sein wie in der Erfahrung von Menschen, die durch den Glauben an Jesus Christus in ihrem Leben eine neue Basis und einen neuen Sinn gewinnen.

Was man sicher sagen kann: ohne Liebe gibt es keine missionarische Ausstrahlung. Dass wir selbst die Liebe ausstrahlen, von der wir sprechen, ist die beste Grundlage dafür, dass Menschen sich für die Botschaft des Evangeliums begeistern lassen. Mission im Geiste Jesu heißt, den anderen um seiner selbst willen lieben, so wie Christus uns um unserer selbst willen liebt. Deswegen ist für mich der Kern von Mission nicht, das Christentum zu allen Gelegenheiten plakativ vor sich herzutragen. Auch nicht, den eigenen Wert als Religion



dadurch ins Licht zu stellen, dass andere Religionen pauschal abgewertet werden. Sondern der Kern ist das glaubwürdige Zeugnis von dem Gott, der der Humanität darin die größtmögliche Würde gegeben hat, dass er selbst Mensch wurde.

Deswegen darf Mission auch nicht gegen Dialog ausgespielt werden. Denn sie lebt ja von der Wertschätzung des Anderen als Mensch – als Zweck an sich. Deswegen interessiert mich sein Glaube. Und ich gehe in das Gespräch hinein, weil ich verstehen möchte, was der Andere glaubt. Und oft genug verstehe ich dabei meinen eigenen Glauben selbst besser als ohne das Gespräch. Wenn Muslime uns Christen fragen, was wir eigentlich mit dieser Lehre von der Dreieinigkeit Gottes meinen und wir Christen nur mit den Schultern zucken, dann wissen wir, dass es höchste Zeit ist, auskunftsfähig über unseren eigenen Glauben zu werden. In solchen Dialogen müssen und wollen wir ja auch freundlich Zeugnis ablegen von dem Gott, an den wir glauben.

Wer über seinen Glauben Auskunft geben will, muss selbst erst einmal wissen, was er eigentlich glaubt. Fünf Essentials des Christentums sollten dabei aus meiner Sicht auf keinen Fall fehlen. Weil sie die Grundlage für alle Mission bilden, möchte ich sie kurz nennen:

Die Einheit der drei Erscheinungsformen Gottes, die in der Theologie unter dem Stichwort „Trinitätslehre“ verhandelt werden, habe ich schon genannt. Sie ist für mich das erste Essential. Wenn wir zu Vater, Sohn und Heiligem Geist beten, beten wir nicht zu drei Göttern, sondern zu dem einen Gott, der sich uns zeigt als der Schöpfer der Welt, als einer, der in Christus unsere menschliche Gestalt geteilt hat und als die Kraft, die wir im Herzen spüren, wenn Christus unter uns ist, wenn zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen.

Damit eng verbunden ist als zweites Essential der Zusammenhang von Kreuz und Auferstehung. In zehn Tagen ist es genau 500 Jahre her, dass Martin Luther in der Heidelberger Disputation die Bedeutung der Kreuzestheologie für unseren christlichen Glauben eingeschärft hat. Der die Welt in Händen hält und Herrscher über Himmel und Erde ist, dessen Macht kommt aus der Ohnmacht. Der gekreuzigte Gott macht mich zutiefst gewiss, dass Gott gerade im Leiden nicht fern, sondern ganz nah ist.

Das dritte Essential nimmt die Liebe Gottes gegenüber seinen Geschöpfen in den Blick. Weil wir von Gott aus Liebe geschaffen sind, deswegen will Gott für uns das Leben und nicht den Abgrund und den Tod. Deswegen dürfen wir auf Vergebung hoffen, wo wir uns von Gott und unseren Mitmenschen getrennt haben und es vor Gott bekennen. Deswegen dürfen wir darauf hoffen, dass Gottes Liebe größer ist als unsere Lieblosigkeit.

Was für Gottes Liebe zu uns gilt, gilt auch für unsere Antwort auf diese Liebe. Weil Gott in einem Menschen auf Erden sichtbar geworden ist, kann unsere Beziehung zu Gott und unsere Beziehung zu den Mitmenschen nie voneinander getrennt werden. Die untrennbare Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe ist deswegen das vierte Essential, über das wir im Dialog mit Menschen anderer religiöser oder weltanschaulicher Hintergründe Auskunft geben können müssen.

Das fünfte Essential ist unsere Überzeugung, dass diese Welt nicht in einem dunklen Loch endet, sondern auf einen neuen Himmel und eine neue Erde zugeht. Deswegen kommt zum Glauben und zur Liebe auch die Hoffnung. Es ist eine Hoffnung auf ewiges Leben für uns

selbst und es ist eine Hoffnung für die Welt. Gewalt und Unrecht werden nicht das letzte Wort haben, sondern derjenige, der das Alpha und das Omega ist und am Ende alles neu macht.

Diese fünf Essentials des christlichen Glaubens sind nicht erschöpfend. Aber sie geben ein Gerüst für die Beschreibung dessen, was unseren Glauben ausmacht.

Was missionarische Kirche sein in unserem Kontext bedeutet, der inzwischen vielfach säkular, multikulturell und multireligiös geprägt ist, in dem der Glaube nur eine Stimme von vielen darstellt, möchte ich an zwei Beispielen darstellen, die in unserer Landeskirche projekthaft angelaufen sind:

### 3. Willkommenstage in Diakonie und Kirche

„Hier kommst Du an!“ – Unter diesem Leitwort werden bei „Willkommenstagen“ neue Mitarbeitende von Diakonie und Kirche willkommen geheißen. Was es über das Echo zu berichten gibt, ist überaus erfreulich: die Willkommenstage finden großen Zuspruch und durchweg positive Resonanz! Sie kommen bei den Mitarbeitenden sehr gut an!

Verbunden mit der Öffnung der sog. ACK-Klausel, die es seit 1. Juli 2017 ermöglicht, in eng begrenzten Fällen auch Mitarbeitende ohne christliche Konfession oder Religionszugehörigkeit einzustellen, hatte der Landeskirchenrat beschlossen, diese verpflichtenden Einführungsveranstaltungen anzubieten. Sie zielen darauf, allen neuen Mitarbeitenden – unabhängig von einer Religionszugehörigkeit – die der Arbeit zugrundeliegenden Werte und Ziele von Kirche und Diakonie näher zu bringen.

Das Konzept der Willkommenstage, das in Abstimmung zwischen Kirchenrat Reiner Schübel und Christine Ursel vom Diakonie-Kolleg entwickelt wurde, zielt darauf, sich ausgehend von eigenen Erfahrungen und persönlichen Werten mit dem christlichen Geist der Einrichtung auf eine ganzheitliche, d.h. nicht nur kognitive Weise, zu befassen.

Schon jetzt zeigt sich, wie fruchtbar sich die Verbindung von persönlicher Biographie und der Biographie der jeweiligen Einrichtung, die dem Konzept der Willkommenstage zugrunde liegt, auswirkt. Erste Auswertungen der Pilotphase an neun Standorten, die vom Institut für Praxisforschung der Evangelischen Hochschule Nürnberg durchgeführt wurden, zeigen eine hohe Zufriedenheit der Teilnehmenden. Neue Mitarbeitende fühlen sich durch die Willkommenstage wahrgenommen und wertgeschätzt. Sich aktiv einbringen und mit anderen austauschen zu können, wird von den Teilnehmenden als besonders wohltuend hervorgehoben. In gleicher Weise wird die Vielfalt und Buntheit der Gruppe geschätzt, vor allem, wenn neue Mitarbeitende der Diakonie neuen Mitarbeitenden der Kirche begegnen, wenn sie sich wechselseitig austauschen und sich mit ihren jeweiligen Arbeitsbereichen kennen lernen.

Ein Kurzfilm zu den Willkommenstagen wird allen diakonischen und kirchlichen Einrichtungen Anfang Mai von der zuständigen Fachabteilung D zugeleitet werden, verbunden mit einem Kurzfilm zur ACK-Regelung und weiteren Informationen. Der Kurzfilm zu den

Willkommenstagen gewährt einen Einblick und lässt etwas spüren von diesem guten Geist, in dem die neuen Mitarbeitenden willkommen geheißen werden.

Hören wir kurz hinein.... (Filmsequenz)

Um diese Willkommenstage allen neuen Mitarbeitenden anbieten zu können und die jeweiligen Anstellungsträger wie Kirchengemeinden, kirchliche Kindertagesstätten bzw. kirchliche oder diakonische Einrichtungen zu unterstützen, stehen die Evangelischen Bildungswerke für die Organisation und Durchführung zur Verfügung. Diese Serviceleistung wird künftig im Sinne eines Grundauftrags von den Erwachsenenbildungswerken und Evangelischen Bildungszentren wahrgenommen werden. Finanziert wird sie von Abteilung E für (Gesamt-)Kirchengemeinden, kirchliche Kindertagesstätten, Dekanate und kirchliche Verwaltungsstellen und im Blick auf neue Mitarbeitende im Landeskirchenamt von Abteilung A und ggf. in Abstimmung mit Abteilung F.

Schon jetzt gibt es gelingende Modelle der Kooperation von Diakonie und Kirche im Blick auf die Durchführung von Willkommenstagen vor Ort. Um dieses Angebot in allen Regionen anbieten zu können, braucht es die Unterstützung der Dekane und Dekaninnen sowie der Bezirksstellenleitungen. Sie sind gebeten, dafür zu sorgen, dass Willkommenstage für neue Mitarbeitende überall vor Ort angeboten werden. Die konkrete Umsetzung könnte an Runden Tischen an den jeweiligen Orten geklärt werden.

Das Angebot der Willkommenstage ist ein gutes Beispiel dafür, wie die Verbindung von Diakonie und Kirche im Sinne des PuK-Prozesses gelebt werden kann und welche Chancen sich aus dieser gegenseitigen Wahrnehmung und Vernetzung eröffnen. Die Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen Akteuren in Kirche und Diakonie bei den Willkommenstagen hat für mich Vorbildfunktion für ein vernetzungsorientiertes Arbeiten in der Zukunft insgesamt.

Die Willkommenstage sind ein Beispiel für eine missionarische Kirche. Ein zweites greift Bestehendes in noch viel stärkerem Maß auf, um es dann aber neu zu akzentuieren. Ich rede von den Kasualien.

#### **4. Kirchliche Begleitung an den Wegstationen des Lebens in einer sich wandelnden Gesellschaft**

Dass Kasualien im Blick auf die Mitgliedschaft in unserer Kirche bei vielen Mitgliedern eine Schlüsselfunktion haben, ist bekannt. In einem Gespräch des Landeskirchenrats mit den Kircheneintrittsstellen ist deutlich geworden, dass sich dieser Trend in den letzten Jahren noch verstärkt hat.

Deswegen beschäftigten sich Landeskirchenrat und Landessynodalausschuss in einer gemeinsamen Sitzung im Februar mit diesem Thema. Auch wir als Kirche haben mit einer zunehmenden Skepsis gegenüber Institutionen in unserer Gesellschaft umzugehen. Institutionen werden in ihrem Sinn nicht mehr fraglos anerkannt, sondern sie müssen ihren Sinn an den Menschen erst erweisen. Der Hallenser Praktische Theologe Michael Domsgen, der uns bei dem Thema begleitet hat, hat daraus zu Recht den Schluss gezogen, dass sich die

Institution Kirche „nicht selbst zum Hauptthema werden“ darf. Die Menschen müssen die Kraft und Kompetenz dieser Institution Kirche bei der Bewältigung und Deutung ihres Lebens, gerade auch an einschneidenden Stationen auf dem Lebensweg spüren und erfahren.

Bei den Kasualien, die genau dafür besonders wichtig sind, ist ein Wandel festzustellen: Prägende Traditionen, in denen eine christliche Taufe schlicht der Normalfall nach der Geburt eines Kindes war, gehen zunehmend verloren. Nach wie vor haben viele Eltern den Wunsch, dass ihre Kinder christliche Werte kennen lernen und ein Teil der christlichen Gemeinschaft werden. Gleichzeitig zeigt sich auch hier der gesellschaftliche Megatrend der Individualisierung, der dazu geführt hat, dass Menschen heute aus Freiheit Mitglied in bestimmten Gemeinschaften, inklusive der religiösen Gemeinschaften sind. Viele Eltern legen Wert darauf, dass ihre Kinder später selbst entscheiden, ob sie sich die Entscheidung der Eltern für die Taufe in der eigenen Lebenspraxis zu eigen machen wollen.

Die statistischen Zahlen der ELKB machen leichte Rückgänge bei der Taufe deutlich. Daher braucht es rund um die Taufe verstärkt eine gute Kommunikation, die Eltern ernst nimmt in ihren Fragen und Taufe nicht nur als punktuelle Begleitung versteht, sondern als einen Prozess, der immer wieder auf Kontakt setzt. Die beiden Dekanatsbezirke Kempten und Freising arbeiten zur Zeit schwerpunktmäßig an dem Thema, wie Taufe als gestreckte Kasualie mit Mehrfachkontakten in einer Region konkret werden kann. In manchen Gemeinden gibt es dort einen Gruß zur Geburt eines neugeborenen Kindes, andere setzen auf den Kontakt zu Hebammen. In Arbeitsgruppen zu „Taufe und Kindertagesstätten“ und „Taufe und Religionsunterricht“ werden Lernorte des Glaubens in den Blick genommen und überlegt, wie wir Kindern die Bedeutung ihrer Taufe erschließen oder Ungetaufte neugierig machen können im Blick auf die Taufe.

In Freising wird überlegt, wie die Taufe für Kinder auch nach der Taufe noch „erlebbar“ bleibt, z.B. über einen Taufkoffer mit Symbolen rund um die Taufe oder eine Installation rund um den Taufstein. Von Gemeinden organisierte Tauffeste – oft an besonderen Orten wie Flüssen oder Seen – sollen Eltern darin unterstützen, eine schöne Taufe mit einem organisierten Tauffest feiern zu können. Auch an anderen Orten haben wir hervorragende Erfahrungen mit solchen Tauffesten gemacht. Besonders für Alleinerziehende, die ihre Kinder deutlich seltener taufen lassen als Familien mit zwei Elternteilen, ist der Aspekt des organisierten Festes von großer Bedeutung.

Deutlich wurde in Freising auch, dass besonders bei Familien mit gemischt-religiösem Hintergrund (ein Elternteil evangelisch, ein Elternteil konfessionslos bzw. einer anderen Religion angehörend) die Frage, ob ein Kind getauft werden soll, zu Konflikten führen kann. Eine gute, sensible Kommunikation von Pfarrerinnen und Pfarrern, die beiden Elternteilen Verständnis entgegenbringen, wird dabei oft als sehr hilfreich erlebt. Überhaupt hat die persönliche Kommunikation der Pfarrerinnen und Pfarrer rund um die Taufe zentrale Bedeutung im Blick auf die Verbundenheit zur evangelischen Kirche: Wenn es ihnen hier gelingt, die Relevanz des Evangeliums in die Lebenswirklichkeit von Familien hinein zu vermitteln, dann stabilisiert das die Bindung an die evangelische Kirche nachhaltig.

Noch ein Wort zu den Bestattungen. Bei den Bestattungen ist deutlich wahrnehmbar, dass sich rund um Trauerfeiern ein Markt entwickelt hat, bei dem die evangelische Kirche nicht mehr automatisch im Blick ist. Bestatter arbeiten eng mit Trauerrednern zusammen, nicht zuletzt

weil die Vermittlung von Trauerrednern auch für Bestatter finanziell lukrativ sein kann. Daher ist der persönliche Kontakt evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrern mit Bestattern am Ort wichtig: Sehr oft sind solche persönlichen Kontakte hilfreich, damit Bestatter evangelische Geistliche als Partner wahrnehmen, die Abschiede kompetent und würdevoll gestalten und Hinterbliebene in einer schwierigen Lebenssituation gerne begleiten.

Wie bei der Taufe gilt auch hier: Selbstverständlichkeiten, die evangelische Kirche an diesen Schwellen ins Boot zu holen, gehen verloren. Wir sind dazu herausgefordert, unsere Begleitung an den Schwellen des Lebens in Gottes Namen und in seinem Auftrag so zu gestalten, dass die Menschen in der Trauer getröstet werden, in der Sorge Ermutigung finden und in der Hoffnung für die Zukunft gestärkt werden und in alledem den Segen Gottes erfahren. Die entscheidende Basis dafür ist unsere Botschaft. Und die ist so stark, dass sie Menschen auch durch unsere Unzulänglichkeiten im Botschafterdienst hindurch erreichen wird.

Dass Gottes Wirkmöglichkeiten größer sind als unser menschliches Vermögen, heißt aber nicht, dass wir nicht unser Bestes tun sollen, dem Heiligen Geist bei seinem Wirken zu helfen. Einer der Sätze, die mir aus dem vor gut zehn Jahren vieldiskutierten EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“ besonders in Erinnerung geblieben sind, lautet: „Gottes ‚Kraft ist in den Schwachen mächtig‘ (2.Korinther 12,9), die Gegenwart seines Evangeliums ist nicht gebunden an leuchtende Kirchen oder wirkmächtige Predigten. Dies aber ist ein Satz über die Freiheit Gottes, nicht über die Entlastung von der Aufgabe, Kirche nach bestem Wissen und Gewissen einladend zu gestalten“ (34).

Für die Gestaltung der Kirche tritt ein Kreis von Menschen in diesem Jahr in besonderer Weise in den Mittelpunkt, der in den Gemeinden dafür maßgeblich die Weichen stellt: der Kirchenvorstand.

## 5. KV-Wahlen und Jugend

In diesem Jahr, Sie wissen es, finden wieder Kirchenvorstandswahlen statt.

In welcher Altersgruppe, denken Sie, war vor 6 Jahren die Wahlbeteiligung am höchsten? Bei den über 65-jährigen, werden Sie sagen, und Sie haben recht. Gleich hoch ist die Beteiligung aber bei den unter 18-jährigen. Das finde ich erstaunlich. Und so lade ich schon jetzt von hier aus und bei allen weiteren, passenden Gelegenheiten, konfirmierte Jugendliche, die bis zum 21.10.2018 das 14. Lebensjahr vollendet haben, ein, sich an der Kirchenvorstandswahl zu beteiligen. Bei denjenigen, die nicht konfirmiert sind, steigt das Wahlalter auf 16. Hier die hohe Beteiligung zu wiederholen oder vielleicht sogar noch überbieten zu können, fände ich sehr schön.

Genauso wichtig ist mir, dass Jugendliche sich wählen lassen. Wer am Wahltag 18 ist, kann im Kirchenvorstand mitmachen. Nun wissen wir, dass viele Jugendliche sich nicht auf sechs Jahre festlegen können. Wir sollten sie trotzdem zur Kandidatur ermutigen. Ein Ausstieg vor Ende der Periode kommt auch ansonsten immer wieder vor. Genau aus diesem Grund gibt es

Personen, die nachrücken können. Vermutlich bedürfen Jugendliche der stärkeren Ermutigung als Langgediente und vielleicht muss man ihre Kandidatur auch besonders stützen, vor allem deswegen, weil sie möglicherweise nicht in der gleichen Weise bekannt sind wie die Altgedienten. Darüber hinaus sind in jedem Kirchenvorstand Berufungen möglich. Jugendliche ab 16 Jahren können berufen werden. Auch dieses „Instrument der Berufung“ sollte genutzt werden, um die Rolle junger Menschen in unseren Entscheidungsgremien zu stärken.

Im Mai vergangenen Jahres veröffentlichte der Landesjugendkonvent eine Erklärung, in der junge Menschen unterstrichen, dass sie bereit seien, in der Kirche und ihren Entscheidungsgremien Verantwortung zu übernehmen. Dies gilt insbesondere für Kirchenvorstände, Dekanatsynoden und –ausschüsse sowie für die Landessynode. Entsprechend bittet der Landesjugendkonvent die Synode, auf ihrer Herbsttagung zu prüfen, wie eine solche Partizipation besser erreicht werden kann. Nehmen wir die Jugendlichen beim Wort und schaffen wir mehr Beteiligungsmöglichkeiten.

Deswegen bin ich dankbar dafür, dass sich nach den KV-Wahlen 2018 eine AG zum Thema Jugendbeteiligung konstituieren wird. ReferentInnen des Landeskirchenamts, die zuständigen ReferentInnen aus dem Amt für Gemeindedienst und dem Amt für Jugendarbeit sowie ehrenamtliche Vertreter der Jugendgremien werden gemeinsam nach Möglichkeiten suchen, die Partizipation junger Menschen in den Entscheidungsstrukturen der ELKB zu fördern. Dabei möchten wir uns als ELKB durch die Praxis anderer Landeskirchen inspirieren lassen und überprüfen, ob dort bereits erfolgreich erprobte Modelle auch für uns interessant sein könnten.

Es ist nun schon länger her, dass ich ausführlicher über das Bündnis für Toleranz berichtet habe. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, dies wieder einmal zu tun.

## 6. Bündnis für Toleranz

Vor einem Jahr in Coburg habe ich Ihnen das damalige Jahresschwerpunktthema des Bündnisses für Toleranz vorgestellt: Toleranz und Ländliche Räume mit der Aktion "Maibäume für Toleranz". Wir haben 30 solcher Bäume in allen bayerischen Bezirken aufgestellt.

Im Herbst haben wir dann im Bündnis eine Auswertung der Bundestagswahlen vorgenommen. Es war höchst interessant zu hören, welche Gedanken sich die einzelnen Mitgliedsorganisationen machen: was bedeutet das Ergebnis für die Jüdischen Gemeinden? Welche Analysen stellt der DGB an? Welche Diskussionen ergeben sich bei den unterschiedlichen Wohlfahrtsverbänden? Schlägt sich das Wahlergebnis auch im Schulalltag nieder? Welche Konsequenzen ziehen die Medien aus dem Ergebnis? Ich habe die entsprechende Sitzung als etwas Besonderes erlebt, weil hier aus den Reihen der inzwischen 70 Mitgliedsorganisationen des Bündnisses aus der Mitte der bayerischen Gesellschaft Nachdenklichkeit, Zuhörbereitschaft, Sachlichkeit und Lösungsorientierung mit einem klaren Eintreten für die Grundorientierungen verbunden wurden, für die der Name des Bündnisses steht: „Bayerisches Bündnis für Toleranz, Demokratie und Menschenwürde schützen“. Diesen Geist brauchen wir, auch in den öffentlichen Diskussionen in Bayern!

Ich habe es einmal mehr als einen außerordentlichen Schatz wahrgenommen, dass es dieses Bündnis gibt. Wo sonst können im geschützten Raum so unterschiedliche Organisationen über ein sie alle betreffendes Thema sprechen?

Unsere Konsequenz war: wir müssen gemeinsam handeln, es geht jetzt um unsere Demokratie! Eine zweite Konsequenz war aber auch: wir können gemeinsam handeln, weil wir inzwischen vertraut miteinander sind und weil wir gemeinsam herausgefordert sind.

Deshalb lautet unser diesjähriges Jahresschwerpunktthema: "Demokratie stärken". Und die dazugehörige Aktion heißt: "Demokratie – find ich gut!"

Wir starten damit Ende April und enden voraussichtlich im November. Unsere Aktion ist eine Einladung zum Gespräch und zum Nachdenken über Demokratie – wir wollen dabei deutlich machen, dass Demokratie sehr viele Implikationen hat und sich nicht darin erschöpft, dass die Mehrheit entscheidet. Dazu gibt es eine aus zehn Punkten bestehende Gesprächseinladung, in der unsere Vorstellung von Demokratie entfaltet wird. Dazu gehören eben u.a. die Menschenrechte, der Minderheitenschutz, die Gewaltenteilung und der Pluralismus.

Anlass dafür sind die vielen Wahlen in Bayern, von den Pfarrgemeinderatswahlen und Kirchenverwaltungswahlen unserer katholischen Geschwister über unsere eigenen Kirchenvorstandswahlen bis zu den Betriebsratswahlen. Nicht zu vergessen sind selbstverständlich die Landtagswahlen, die Wahlen zu den Migrationsbeiräten und die Wahlen in den Schulen – ein Mitglied unseres Bündnisses für Toleranz ist der Landesschülerrat.

Wir beginnen unsere Aktion mit Videoclips der Spitzenrepräsentant/innen unserer Mitgliedsorganisationen. Sie schildern, warum sie Demokratie gut finden und wie sie dazu kamen, sich für die Demokratie zu engagieren. Anschließend beteiligen wir die Mitglieder unserer Organisationen (und damit die bayerische Bevölkerung) an unserem Gespräch über Demokratie. Dafür nutzen wir Veranstaltungen unserer Partner im Bündnis, so wie etwa heute unsere Synode.

Erstellt wurden neben meinem eigenen Video bereits Videos von Kardinal Marx und Erzbischof Schick, von Präsidentin Knobloch und Präsident Schuster. Mehrere Minister und Oberbürgermeister haben sich beteiligt, Landtagspräsidentin Stamm und DGB-Vorsitzender Matthias Jena. Und ganz wichtig; fast der gesamte Landesschülerrat und fast der gesamte Vorstand des Bayerischen Jugendrings sind mit von der Partie.

Sie alle tragen ihre positive Botschaft von der Demokratie in ihre Netzwerke, in ihre Organisationen und Gruppierungen. Und deshalb laden wir Sie, liebe Synodale, heute ein: beteiligen Sie sich ebenfalls und verbreiten Sie Ihr Video in Ihren Netzwerken, Ihren Gemeinden und Dekanaten, Ihrem Arbeitsplatz. Und stärken Sie damit mit einer positiven Botschaft unsere Demokratie! Am Stand unseres Bündnisses wartet neben Martin Becher und Sandra Windisch auch schon eine Kamera des Evangelischen Presseverbandes auf Sie!

## 7. Ausblick

Der Spannungsboden dessen, was wir in unserer Arbeit in der Kirche erfahren liegt zwischen Karfreitag und Ostern. Unser Glaube gibt uns Sprache, um mit beidem umzugehen: den



Erfahrungen des Abbruchs, der Erschöpfung, der Ratlosigkeit gegenüber gesellschaftlichen Trends, vielleicht auch manchmal der Depression angesichts ausbleibender Erfolge engagierter Arbeit. Und den Erfahrungen des Aufbruchs, in denen kreative Energien freigesetzt werden und Menschen erfahren, dass ihre Gebete um neue Kraft im persönlichen Leben, neue Ausstrahlungskraft für die Kirche und neuer Hoffnung für die Welt erhört werden. In denen wir spüren dürfen, dass Dynamiken entstehen, die vielleicht gerade aus dem Kleinen, Unscheinbaren, Tastenden, schlecht Finanzierten, etwas Größeres werden lassen, das ansteckt, das vielleicht sogar begeistert.

Die Reihenfolge, in der wir die beiden Feste im Kirchenjahr feiern, ist nicht beliebig. Sie ist entscheidend. Am Ende steht nicht der Karfreitag, sondern am Ende steht Ostern. Die damit verbundene Gewissheit für unser Leben und das Leben unserer Kirche mag immer wieder schwer zu gewinnen sein, immer wieder geistliches Hinhören und eine davon geprägte Weltwahrnehmung erfordern. Aber wir haben eine Basis, die uns mit Zuversicht ans Werk gehen lässt. Es wird uns gelingen: mit der Tradition, die wir haben, mit den Ressourcen, die wir haben, mit den Menschen, die wir haben. Es wird uns gelingen, wenn wir auf den hören, der die Quelle unseres Lebens ist.

„Über alles aber zieht an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Und der Friede Christi, zu dem ihr berufen seid in einem Leibe, regiere in euren Herzen; und seid dankbar.“

Das ist das Entscheidende. Lasst uns darauf hören. Lasst uns es in uns aufnehmen. Und lasst es uns dann auch ausstrahlen.

Vielen Dank!